

Werk

Titel: O arme Ophelia!

Autor: Latham, Grace

Ort: Weimar

Jahr: 1887

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0022 | log9

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

O arme Ophelia!

Von

Miss Grace Latham.¹⁾

Beim Studium unserer dramatischen Autoren bemerken wir sofort einen hervorragenden Unterschied zwischen ihren Werken und denen Shakespeare's. Die meisten unserer Dramatiker schaffen entweder typische Figuren einer bestimmten Klasse, oder wesenlose Schatten, welche entstehen, sobald der Vorhang in die Höhe geht und in das Nichts zurücksinken, sobald derselbe fällt. Die weniger bedeutenden Personen erscheinen wie Puppen, die man bis zum nächsten Gebrauch einfach in eine Schachtel packt — so sehr sind die Kammerdiener und Zofen eines Theils unserer dramatischen Schriftsteller einander ähnlich. Nur Shakespeare individualisiert seine Charaktere so, daß wir die bestimmte Empfindung haben, sie hätten das Leben, von dem ein Theil uns auf der Bühne vorgeführt wird von Anfang bis zu Ende durchgekämpft. Alle seine Personen haben eine so ausgeprägte Individualität, daß wir sie nur mit jenen feinen holländischen Bildern vergleichen können, in denen der Künstler einen einzigen vorübergehenden Moment im Leben eines Menschen derartig fixiert hat, daß wir im Stande sind, dessen Temperament, dessen Charakter, ja sogar die Stärke oder Schwäche seines moralischen Gefühls deutlich daraus zu entnehmen; was uns, hätten wir

¹⁾ Nachfolgende Abhandlung, die mit Genehmigung der Verfasserin hier in Uebersetzung erscheint, ist in einer Sitzung der New Shakspeare Society vorgelesen und in den Transactions derselben veröffentlicht.

den Betreffenden persönlich kennen gelernt, mit unserm geringer ausgebildeten Wahrnehmungsvermögen kaum gelungen wäre.

Dies ist es nun gerade, was die Darstellung Shakespearescher Charaktere zu gleicher Zeit leicht und auch schwer macht. Die Aufgabe ist verhältnißmäßig leicht, weil in andern Stücken der Schauspieler selbst alle jene feinen Züge hinzufügen muß, welche erst die individuelle Färbung hervorrufen, während bei Shakespeare Alles bereits für ihn gethan ist; die Aufgabe ist aber auch höchst schwierig, weil Shakespeare so viele charakteristische Einzelheiten giebt, daß nur ein tiefer und gründlicher Kenner des Seelenlebens des Menschen sie richtig zu erfassen und zu verarbeiten vermag.

Um sich eine richtige Vorstellung von einem Shakespeareschen Charakter bilden zu können, muß man denselben zunächst in Verbindung mit den andern Personen des Dramas zu erfassen suchen; man erwägt die Verhältnisse, Vorurtheile, Stimmungen einer jeden von ihnen und wägt danach den Einfluß ab, den sie auf einander ausüben müssen. Sodann geht man zu dem betreffenden Charakter selbst über, versenkt die eigne Individualität so viel wie möglich in ihn, macht sich seine Freuden und Leiden zu eigen, sieht die Welt mit seinen Augen an, kurz, man fährt (um einen französischen Theaterausdruck zu brauchen) so in seine Haut hinein, daß man im Innern alle Regungen seines Herzens beobachten kann; vergleicht man dann die Resultate dieses zwiefachen Studiums mit einander, so erhält man ein Bild des in Rede stehenden Charakters.

Ophelia, der Gegenstand dieses Vortrages, muß durchaus auf solche Weise studiert werden, denn sie ist etwa mit einem zarten Pastellbildchen zu vergleichen, in welchem Vieles angedeutet, aber nur Weniges deutlich ausgeführt ist. Sie ist vielleicht eine der am wenigsten interessanten Frauengestalten Shakespeare's, und verrieth, wie die meisten seiner weiblichen Charaktere, mehr des Dichters scharfe Auffassung in der Beurtheilung gewisser äußerer Verhältnisse und Eindrücke auf die betreffende Persönlichkeit, als eine vollständige Erkenntniß ihres Charakters; daher läßt sie denn auch die wundervolle Zergliederung der innersten Seelenregungen vermissen, die wir in so vielen seiner männlichen Figuren antreffen.

Dramatisch betrachtet ist Ophelia's Rolle kurz und einfach; sie gehört zu denjenigen, bei welchen die Sympathie der Hörer mehr durch die äußeren Umstände mit denen der Dichter sie ausstattet, und durch ihr tragisches Geschick erworben wird, als durch das Interesse, das ihre Handlungen und ihr Charakter unmittelbar

einflößen. Es ist das traurige Ende ihrer Liebe zu Hamlet, der Tod ihres Vaters, und ihr darauf folgender Wahnsinn, was Ophelia stets zu einer der interessantesten und rührendsten weiblichen „Rollen“ Shakespeare's machen wird, wenn auch das Mädchen an sich noch so uninteressant ist.

Ihr Alter ist nirgends angegeben, doch besitzt sie die ganze Schüchternheit und Unentschiedenheit eines recht jungen Mädchens; und Laertes, der doch wissen mußte, wie alt sie war, und dem es gewiß fern lag ihr zu schmeicheln, sagt zu ihr mit Bezug auf sie selbst:

Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an,
Zu oft noch eh' die Knospe sich erschließt,
Und in der Früh' und frischem Thau der Jugend
Ist gift'ger Anhauch am gefährlichsten. (Akt I, Sc. 3).

Ihre Mutter muß eine Frau von außerordentlicher Güte und Reinheit gewesen sein, denn Laertes spricht an der einzigen Stelle, wo er sie erwähnt, nur hiervon; aber sie war wahrscheinlich schon lange todt, denn nirgendwo sonst wird ihrer Erwähnung gethan, wenn sie nicht die Person ist, um derentwillen Polonius in seiner Jugend viel Ungemach erlitt; und Laertes, der augenscheinlich das älteste Kind war, kann sich ihrer deutlicher erinnert haben als ihre Tochter.

Derjenige, welcher am meisten zur Ausbildung von Ophelia's Charakter beitrug, war daher ihr Vater, der verschlagene Polonius. Auf der Universität erzogen und jetzt am Ende eines langen Lebens stehend, das er bei Hofe zugebracht, zeigt sein Geist alle die kleinen Künste und Kniffe, die der Gelehrsamkeit und Klugheit im Elisabethischen Zeitalter eigen waren. Wenn er die Weisheit und geistige Größe vermissen läßt, welche die Gesellschaft mancher Männer an sich schon zu Geistesschulung und Erziehung macht, so besitzt er doch alle jene kleineren Mittelchen weltlicher Schlaueit und Erfahrung, welche einen Mann glatt und erfolgreich durch's Leben führen. Er war wahrscheinlich von edler Geburt; denn die Königin betrachtet Hamlet's Verbindung mit Ophelia mit einem Wohlwollen, das sie kaum empfunden haben würde, wenn die unmittelbaren Ahnen des Polonius Bauern und Bürger gewesen wären. Er war lange Zeit der begünstigte Rathgeber der Krone gewesen, denn er spricht zu dem Herrscherpaar mit der geschwätzigem Vertraulichkeit eines alten erprobten Dieners. Auf seine langjährigen Dienste anspielend, sagt er:

Und jetzo denk' ich (oder dies Gehirn
Jagt auf der Klugheit Fährte nicht so sicher,
Als es wohl pflegte) . .

und

Habt ihr's schon je erlebt, das möcht' ich wissen,
Daß ich mit Zuversicht gesagt: 'So ist's',
Wenn es sich anders fand? (Akt II, Sc. 2).

Ueberdem hat er bei der Erhebung Claudius' auf den Thron hilfreiche Hand geleistet, oder wenigstens ist er einflußreich genug, um ihn zu stürzen, und deshalb steht er in hohem Ansehen bei Hofe; man bemerke den Ton in der Rede des Usurpators zu Laertes. Die übermäßige Huld berührt ordentlich widerlich:

Und nun, Laertes, sagt, was bringt ihr uns?
Ihr nanntet ein Gesuch; was ist's, Laertes?
Ihr könnt nicht von Vernunft dem Dänen reden,
Und euer Wort verlieren. Kannst du bitten,
Was ich nicht gern gewährt', eh' du's verlangt?
Der Kopf ist nicht dem Herzen mehr verwandt,
Die Hand dem Munde dienstgefäll'ger nicht,
Als Dänmarks Thron es deinem Vater ist. (Akt I, Sc. 2).

Das Alles mag Hamlet's tiefgewurzelte Abneigung gegen den alten Polonius erklären; andererseits war für Polonius' weltliche Dutzendnatur der feingeistige, philosophisch sensitive Prinz sicher vollkommen unbegreiflich, und bei dem alten gewiegten Staatsmann war die mißbilligende Verurtheilung von dessen unpraktischem, träumerischem, inkonsequentem Charakter selbstverständlich, sobald er denselben durchschaut hatte; vielleicht mochte er auch, nicht ohne Grund, gedacht haben, daß es einer festeren, kräftigeren Hand bedürfe, um die Zügel der Regierung in Dänemark zu halten.

Man hat vermuthet, daß Ophelia einer Amme übergeben worden sei und ihre Kindheit in einem Bauernhause zubrachte. Aber ganz abgesehen davon, daß keine Zeile im Hamlet eine solche Theorie unterstützt, fehlt es der Jungfrau auch an dem gesunden, praktischen Sinn, dem Selbstvertrauen in kleinen Dingen, welches eine rauhe ländliche Erziehung ihr gegeben haben würde. Es ist wahrscheinlicher, daß sie unter Polonius' eigenen Augen aufwuchs und daß dieser mit demselben Mangel an Menschenkenntniß, den er in seinem Verkehr mit Hamlet zeigt, seine sanfte schüchterne Tochter unter strenger Aufsicht zu Hause hielt, während er einen selbständigen Sohn in die Welt schickte. Wir müssen daran denken, daß zu Shakespeare's Zeit die Kinder in weit größerer Abhängigkeit von ihren Eltern gehalten wurden, als heutzutage.

Wir sehen, daß Portia, ein Weib von ganz anderm Schlage als die arme Ophelia, ihres Vaters Willen in Bezug auf die Kästchen auf's Genaueste ausführt. Schon aus Ophelias Schweigen in ihres Vaters Gegenwart, aus ihren kurzen zögernden Antworten auf seine Fragen können wir ersehen, daß seine Erziehungsmethode ungewöhnlich hart und streng war. Wenn er zu ihr von dem Prinzen spricht, ist sein Ton rau und unfreundlich, so daß er ihr Vertrauen nicht gewinnen kann, und selbst wenn er von ihr zum König oder zur Königin spricht, liegt etwas Hartes und Liebloses in seinen Worten:

Ich hab' 'ne Tochter; hab' sie, weil sie mein;
Die mir aus schuldigem Gehorsam, seht,
Dies hier gegeben. (Akt II, Sc. 2).

Wie er seinen Sohn mit Spähern umgab, so that er dasselbe wahrscheinlich bei seiner Tochter; auf diese Aufpasser mag er angespielt haben, als er Diejenigen erwähnt, die ihm die Geschichte von Hamlet's Liebe zur Warnung hinterbracht haben. Ophelia wuchs also auf mit dem Bewußtsein, daß man ihr nicht traute, und mit dem Gefühl, daß sie bewacht wurde. Die Lehren und Verhaltensregeln, die sie erhielt, waren ebenso beschaffen, wie die, welche man Laertes gab; als ob man uns zu diesem Schlusse habe zwingen wollen, sind sowohl des Polonius' mahnende Abschiedsworte an seinen Sohn, als auch seine Unterredung mit Reynaldo, absichtlich mit Scenen in Verbindung gebracht, in denen Ophelia auftritt. Namentlich bei dem ersteren Auftritt zwischen Polonius und Laertes ist das der Fall; das Hauptthema desselben ist die dringende Nothwendigkeit der Vorsicht auf dem Wege durch's Leben in Thaten, Worten und im Umgang mit Anderen. Derartige Lehren wurden aber sicher weit mehr von Ophelia befolgt, deren moralischer Muth nicht groß und deren Erziehung sehr strenge war, als von dem stärkeren, rauheren Laertes. Denn während eine solche Erziehung ein energisches, muthiges Mädchen zu einer mehr oder weniger entschiedenen Opposition getrieben hätte, konnte sie ein nervöses, schüchternes Gemüth, wie das Ophelia's, nur dazu bringen, überaus zurückhaltend zu werden, so viel wie möglich allein zu sein, und unter dem Scheine des Gehorsams und der Unterwürfigkeit sorgfältig alle Hoffnungen und Befürchtungen, alle die Gedanken und Gefühle zu verbergen, welche ihr junges Leben erfüllten. Es ist bezeichnend, daß Hamlet sie nicht mit ihrem Vater zusammen findet, wie Othello seine Desdemona, oder mit einem lieben Freunde,

wie Orlando seine Rosaline, sondern einsam, bei einer Näharbeit in ihrem Zimmer; und Polonius scheint nicht im Mindesten davon überrascht zu sein. Die Gesellschaft, in der sie sich bewegte, war überdem so beschaffen, daß ihr natürlicher Hang zu Zurückhaltung und Vorsicht nur vergrößert werden konnte. Wir erfahren ausdrücklich, daß die Welt böse, gewissenlos, ausschweifend, „faul“ sei. Der Hof selbst, von welchem die Freunde der einflußreichen Familie des Polonius herkommen mußten, bestand aus charakterlosen, unwahren, ausschweifenden Männern und Frauen; während der ganzen Tragödie treffen wir nicht auf einen Dänen mit edlem Charakter, ausgenommen Horatio, den man kaum einen Höfling nennen kann, und den armen Hamlet selbst. Das waren die Leute, die Ophelia zuerst in ihres Vaters Hause während ihrer Kindheit und dann bei Hofe sah, wo sie eingeführt wurde, als sie zur Jungfrau heranwuchs. Wir müssen annehmen, daß sie keine Stellung bei Hofe bekleidete, obwohl sie oft genug daselbst verkehrte, so daß Hamlet mit ihr in ein näheres Verhältniß treten und sie in ihres Vaters Hause besuchen konnte, wo sowohl die dritte Scene des ersten, als auch die erste Scene des zweiten Aktes spielen.

Nun bemerken wir einen bedeutenden Unterschied zwischen jungen Mädchen, die ihr ganzes Leben nur unter flüchtigen Bekannten verbringen, und denen, die sich nur im Kreise der Familie und unter vertrauten Freunden bewegen. Jene besitzen eine gewisse Zurückhaltung, Mißtrauen in Diejenigen, mit denen sie verkehren, Höflichkeit ohne Freundlichkeit, was die andern nie, oder wenn überhaupt, so doch erst in vorgerücktem Alter sich aneignen. Jene haben eine Erfahrung erworben, die sie wegen ihrer Jugend noch nicht verwerthen können, die aber jede Selbständigkeit sowohl im Verkehr mit Andern, als auch in ihren eignen Gefühlen ersticken muß. Rechnen wir dazu das Konventionelle und Verfeinerte einer vornehmen Erziehung, die graziöse Höflichkeit, die Alles in angenehmer Form sagt, aber nur zu oft eine Maske ist, welche die wahre Natur der Besitzerin verhüllt, aber so mit ihr verwächst, daß sie in den seltensten Fällen dieselbe fallen lassen kann, so haben wir die große Dame. In das Herz einer Jungfrau, die in der Stille des Landlebens oder in dem ruhigen Kreise der Familie eines Gelehrten heranwächst und die mit ihren Schulaufgaben, ihren Mädchenarbeiten und -Spielen ihre Zeit ausfüllt, schleicht sich die Liebe unversehens ein, und bevor sie selbst es merkt, ist ihr Herz verloren; und wenn sie sich überhaupt bewegen läßt,

darüber zu reden, wird sie sagen: Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte ihm gut sein. Eine Jungfrau jedoch, die von Kindheit an in der großen Welt gelebt hat; welche Skandalgeschichten hat erzählen hören, während sie noch mit ihrer Puppe spielte; welche schon alle die kleinen Kunstgriffe gesehen hat, als sie noch zu klein war, sie nachzuahmen: eine solche wird nichts Unbewußtes in ihrer Liebe haben; mag ihre Natur noch so edel und rein sein, sie wird stets Enttäuschung und den Schmerz unerwideter Liebe, welche sie von Hörensagen und durch eigne Beobachtung kennen gelernt hat, so sehr fürchten, daß sie nie den Regungen ihres Herzens folgen wird. Solch eine Jungfrau ist Ophelia, und wenn wir ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, müssen wir uns diese Thatsache ständig vor Augen halten.

Laertes ist genau Das, was wir von dem Sohn und Schüler eines Polonius erwarten sollten: tapfer, schlagfertig in That und Rede, praktisch im gewöhnlichen Leben, ausgestattet mit bestechenden Talenten und Tugenden, früh weltklug und wenig skrupulös, wenn ein Zweck es erfordert, aber doch von einer zärtlichen, treuen Anhänglichkeit, die man in dem alten Höfling vergebens sucht und zu der seine schöne Schwester allein den Schlüssel hat. Wir sehen zuerst, wie Ophelia — und alle Shakespeare-Kenner wissen, wie wichtig für die richtige Auffassung eines Charakters die ersten Anspielungen darauf und das erste Auftreten der betreffenden Persönlichkeit sind — von ihrem geliebten Bruder bei seiner Abreise nach Frankreich Abschied nimmt. Er bittet sie, ihm zu schreiben, und sie erwidert ihm, als ob ein solcher Briefwechsel, damals etwas Bedeutsameres als heutzutage, sich von selbst verstände. Dann wendet sich ihr Gespräch zu Lord Hamlet, welcher Ophelia mit seiner Liebe verfolgt, und der offenbar Mittel gefunden hat, sie zu Hause und ohne Zeugen zu sprechen. Laertes springt ohne Vorrede in den Gegenstand hinein: „was Hamlet angeht und sein Liebsgetändel.“ Dies ist nicht das erste Mal, daß die Geschwister darüber sprechen, und es hört sich so an, als ob sie ihn gefragt habe, was er wohl von Lord Hamlet's Absichten denke, und als ob er ihr hier die Antwort gäbe; denn er fährt fort:

So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts;
Ein Veilchen in der Jugend der Natur,
Frühzeitig, nicht beständig, — süß, nicht dauernd,
Nur Duft und Labsal eines Augenblicks:
Nichts weiter.

Hierauf antwortet sie gedankenvoll, als ob sie seine Worte bei sich überlege: „Weiter nichts?“

Es ist auffällig, daß die zweite Quarto und die Folio nicht das Fragezeichen nach diesen Worten haben, das in unsern Bühnenausgaben steht, und Laertes antwortet auf ihre Gedanken: „Nur dafür halt' es,“ und fährt mit dem sehr verständigen und zart ausgedrückten Rath fort: „Er steht zu hoch über dir, um dein Gatte zu werden, und muß eine politische Ehe eingehen“; dann bittet er sie dringend, keine Unklugheit zu begehn, sondern sorgfältig ihr Herz zu hüten. Augenscheinlich hat er keine Ahnung davon, daß sie dasselbe schon verloren hat, und wir sehen, daß wie bei vielen zurückhaltenden Naturen ihr Vertrauen, wenn überhaupt gegeben, doch nicht vollständig war. Er warnt sie sogar aufs Nachdrücklichste vor den traurigen Folgen, falls sie auf des Prinzen Schwüre „mit zu gläubigem Ohr“ lausche, damit sie nicht ihre Ehre verliere. Das wird sehr liebevoll und sehr zart vorgebracht: wir sehen jedoch, daß Laertes, ungeachtet Ophelia's Jugend, sie nicht als unwissendes, unschuldiges Kind betrachtet, sondern als die Hofdame, die den Gefahren der Verleumdung und Verführung ausgesetzt ist. Auch ihre Antwort ist nicht die eines Mädchens, das von diesen Dingen noch Nichts weiß; sie wird weder gekränkt noch erzürnt, so daß ihr diese Gedanken nichts Neues mehr sein konnten; sondern sie hört ihm schweigend und aufmerksam zu und antwortet dankbar und offen: „Ich will den Sinn so guter Lehr' bewahren, als Wächter meiner Brust.“ Dann fährt sie fort ihren geliebten Mentor auf's Herzlichste zu bitten, sich selbst recht wacker zu halten. Doch es ist weit weniger interessant, einen Rath anzunehmen, als ihn zu geben. Laertes achtet nicht auf den versteckten Tadel und will hinweg; doch Polonius erwischt ihn, und er muß die weltklugen Rathschläge anhören, von denen wir schon sprachen; seine Schwester steht schweigend dabei; sie hört Alles und sagt Nichts, wie es ihre Gewohnheit ist. Dann, nachdem er seinem Vater Lebewohl gesagt, wendet er sich, immer noch fürchtend, daß Hamlet's Werbung an den Tag komme, zu ihr mit den mahnenden Abschiedsworten:

Leb' wohl, Ophelia, und gedenk an Das,
Was ich dir sagte;

und sie versichert ihm:

Es ist in mein Gedächtniß fest verschlossen,
Und ihr sollt selbst dazu den Schlüssel führen.

Das soll offenbar bei Seite gesprochen werden, doch Polonius ver-

langt eine Erklärung. Sie antwortet zögernd, scheu und so unbestimmt wie möglich:

Wenn ihr erlaubt, vom Prinzen Hamlet war's.

Anders als sein Sohn, verkehrt Polonius weder zartfühlend noch freundlich mit seiner Tochter. Er kennt keine Verhüllung unangenehmer Wahrheiten durch zierliche Bilder; er sieht überdem klar die Unmöglichkeit einer Heirath mit dem Thronerben ein; die Warnungen, die ihm zugegangen sind, haben ihn erregt und er geht direkt aufs Ziel los:

Ich höre, daß er euch seit Kurzem oft
Vertraute Zeit geschenkt; und daß ihr selbst
Mit eurem Zutritt sehr bereit und frei wart.
Wenn dem so ist — und so erzählt man mir's,
Und das als Warnung zwar — muß ich euch sagen,
Daß ihr euch selber nicht so klar versteht,
Als meiner Tochter ziemt und eurer Ehre.
Was giebt es zwischen euch? sagt mir die Wahrheit.

Ophelia's Antworten sind wegen ihres Zögerns, ihrer Unsicherheit bemerkenswerth:

Er hat seither Anträge mir gethan —
Von seiner Zuneigung.

Man beachte die kleine Pause hinter „gethan“: sie scheint bei dem Worte zu verweilen, als ob sie nicht genau wisse, wie sie den Satz beendigen solle und in ihrer Antwort auf seine Frage:

Und glaubt ihr den Anträgen, wie ihr's nennt?

spricht sie nur ihre wirkliche Meinung aus, wenn sie sagt:

Ich weiß, mein Herr (*my lord*), nicht, was ich glauben soll.

Vergessen wir auch nicht den Eindruck der Ungewißheit und des Zweifels, den die Stellung der Worte *my lord* in der Mitte des Satzes mit den nothwendigen Kommata verursacht. Sie fürchtet sich schrecklich vor dem alten Polonius. Sie nennt ihn *my lord* in jeder ihrer Reden, mit Ausnahme der ersten, und diese beginnt sie mit den Worten: „wenn ihr erlaubt“; aber sie ist wirklich rathlos und weiß nicht, was sie glauben soll. Ganz verschieden von der leidenschaftlichen Julia, welche ihr Herz sofort ohne einen weiteren Gedanken dahingiebt, würde Ophelia das ihrige nicht verlieren, wenn sie nicht wüßte, sie erhielte das Hamlet's dafür; und dessen ist sie doch zu ungewiß, so daß sie Nichts weiter sagen kann, als daß der Prinz „ihr Anträge gethan habe von seiner Zu-

neigung“; und was diese thatsächlich bedeuten, das weiß sie nicht. Julia hat nur von ungetreuen Liebhabern gehört; Ophelia aber lebt in der großen Welt und hat genug von jenen gesehen, um sehr vorsichtig zu werden. Mit Freuden würde sie Rath und Hilfe annehmen, doch erwartet sie dergleichen offenbar nicht von Polonius. Er ist so sehr von seinen eigenen Plänen und Ideen erfüllt, daß er nichts Anderes bemerkt, als daß seine Tochter sich beinahe kompromittiert habe, und daß er durch geeignete Vorhaltungen die Wiederkehr der Gefahr verhüten müsse. Er häuft Schimpf und Spott auf seine Tochter, dafür, weil sie überhaupt nur den leisesten Gedanken gehegt hatte, Hamlet meine es ernsthaft mit seiner Liebe. Da aber rafft sich das schüchterne Kind zur Vertheidigung seiner Frauenehre auf und wir hören, daß des Prinzen Werbung in der That schon weit gegangen war:

Er hat mit seiner Lieb' in mich gedrunge,
In aller Ehr' und Sitte.

Und ohne auf ihres Vaters höhnische Unterbrechung zu achten, fährt sie fort:

Und hat sein Wort beglaubigt, lieber Herr,
Beinah' durch jeden heil'gen Schwur des Himmels.

Man beachte, wie das „lieber Herr“ nicht mehr die Sätze unterbricht, sondern als Ausruf dient und ihnen mehr Gewicht verleiht. Polonius jedoch verwirft in ernsterer, würdigerer Weise als bisher jeden Gedanken an Hamlet's Aufrichtigkeit und verbietet ihr, ihn zu sehen oder zu sprechen; und sie antwortet traurig: „Ich will gehorchen, Herr.“ Denn obwohl dieser Befehl all ihre Hoffnungen zertrümmert, so ist sie doch zu lange an unbedingten Gehorsam gewöhnt und verläßt sich zu sehr auf ihres Vaters Urtheil, als daß ihr auch nur der Gedanke käme, ihm nicht zu gehorchen. Und der alte Höfling hat Recht und handelt nur mit gesundem Menschenverstand. Weder er noch Laertes glaubten an Hamlet's Charakterfestigkeit; es ist wenigstens nicht wahrscheinlich, daß sie Das thaten, denn eine energische Natur steht immer mit einer mehr grübelnden auf dem Kriegsfuße; doch hat Laertes augenscheinlich von Hamlet's „ehrbaren Werbungen“ gewußt, denn er sagt:

Er liebt euch jetzt vielleicht;
Kein Arg und kein Betrug befleckt bis jetzt
Die Tugend seines Willens.

Doch hat er keine Hoffnung, daß er „That geben wird dem Wort“,

und Polonius, mit seiner langjährigen Erfahrung in der Schlechtigkeit der Welt, dachte, wie er in einer andern Scene sagt:

Ich sorgt', er tändle nur, und wolle dich verderben. (Akt II, Sc. 1).

Und indem er allem Verkehr zwischen ihm und Ophelia ein Ende macht, handelt er genau so, wie wir selbst in ähnlichen Fällen thun würden. Allerdings sind Polonius' Worte hart und rauh bis zum Aeüßersten; und während Laertes seine Schwester in Schutz nimmt, hat Polonius eine gewisse Verachtung selbst für ihre Unschuld und Reinheit, welche nach seiner Meinung die Gefahr nur vergrößern.

Vielleicht wird es uns leichter werden, Ophelia's Charakter zu verstehen, wenn wir sie mit zwei andern Shakespeareschen Frauengestalten vergleichen, welche ihr so sehr ähnlich sind, daß Mrs. Jameson in ihren „Frauencharakteren“ sie mit ihr zusammengestellt hat: wir meinen *Perdita* und *Miranda*. Die erstere derselben gleicht ihr in der That so sehr in den Grundzügen ihres Charakters, daß sie unter andern Verhältnissen fast eine zweite Ophelia hätte werden können; aber dennoch unterscheidet sie sich von ihr, grade wie eine Pflanze, die in frischer, reiner Landluft unter den ungehinderten, heilsamen Einflüssen von Erde und Himmel aufwächst, von einer andern derselben Gattung sich unterscheidet, die ein kümmerliches, elendes Dasein in der giftigen Atmosphäre eines Kellers in einer großen Stadt fristet. Obwohl eines Königs Tochter, ist *Perdita* von frühester Jugend an bei reichen Bauersleuten aufgewachsen, dem freundlichen alten Schäfer und seiner geschäftigen Frau. Sie hat an Nichts Mangel gelitten, aber sie hat an den rauhen Beschäftigungen des bäuerlichen Lebens theilgenommen; sie hat ihre Schafe gemolken, und unter der Oberaufsicht der Alten hat sie ihr in der Wirthschaft geholfen, deren Leitung sie einst übernehmen sollte. Ihr arbeitsames Leben hat sie mit rauhen Gemüthern in Berührung gebracht: so mit dem alten Schäfer selbst und mit ihrem bäurischen Bruder, dem Clown. Dies und die Herrschaft über die männlichen und weiblichen Dienstboten, die ihr oblag, hat in ihr eine Unabhängigkeit des Urtheils, eine Selbstständigkeit und Unverdrossenheit bei Ausübung ihrer täglichen Pflichten geweckt, die sonst ihrer Natur fremd geblieben wären. Ihr Charakter und, nach ihrer offenen, gelegentlich auch schroffen Art zu urtheilen, auch ihr Körper, ist gesunder und widerstandsfähiger als der Ophelia's. Es ist bemerkenswerth, daß, wo wir zuerst von ihr hören, der Clown beim Lesen eines Zettels den von

ihr gewünschten Ankauf von Reis nicht ganz billigt; doch läßt er es sich nicht einfallen, in ihre spezielle Domäne, die Wirthschaft, hineinzureden.

Was sie auch unternimmt, Alles geschieht mit der ihr eigenthümlichen Gewandtheit, Anmuth und Vollkommenheit. Florizel sagt von ihr:

Was du auch thust,
Ist stets das Holdeste. Sprichst du, Geliebte,
Wünsch' ich, du thätst dies immer; wenn du singst,
Wünsch' ich, du kauftest, gäbst Almosen so,
Sängst dein Gebet, thätst jedes Hausgeschäft
Nur im Gesange; tanzest du, so wünsch' ich,
Du seist 'ne Meereswell' und thätest Nichts
Als Dies, stets in Bewegung, immerdar
Dies dein Geberden. All dein Thun und Wirken,
So auserlesen im Gewöhnlichsten,
Krönt all dein Handeln, wie du's eben thust,
Daß Königin ist jeglich Walten.

(Wintermärchen Akt VI, Sc. 3).

Und nicht nur der Liebhaber hat diese Meinung von ihr, auch der alte Schäfer spendet ihr dasselbe Lob. In all ihren Handlungen zeigt sich eine Ursprünglichkeit, eine Abrundung, eine Unerschrockenheit, verbunden mit bauerlichem Freimuth, wie wir sie nur bei Jungfrauen finden, welche durch Nichts in ihrem Leben verschüchtert worden sind, und welche jene köstliche Naivetät besitzen, die eine stille, vom Treiben der Welt unberührte Erziehung gewährt. In der That verdankt sie nur ihrer Erziehung den Hauptunterschied zwischen sich und Ophelia. Ihr rauheres, freieres Leben, die halbverantwortliche Stellung, die sie auf dem Bauernhof einnahm, hat ihre guten Eigenschaften entwickelt und hat das geringe Maß von Unabhängigkeit, das sie bethätigen konnte, gestärkt und gekräftigt, während bei Ophelia Alles darauf hinarbeitete, dasselbe zu unterdrücken. In allen Hauptpunkten ihres Charakters ist Perdita eben identisch mit Ophelia; sie ist ebenso klug, ebenso sanft, fast ebenso schweigsam und ist offenbar mit derselben Unfähigkeit ausgestattet, in Dingen, die außerhalb ihrer Sphäre liegen, die Initiative zu ergreifen.

Wie Ophelia liebt sie über ihren Stand hinaus; wie diese ist sie furchtsamen Charakters und leicht geneigt, Unheil zu ahnen. Sie braucht keinen Vater, der ihr mittheilt, wie ungleich das Verhältniß zwischen ihr und Prinz Florizel sein muß; wo wir Beiden

zuerst begegnen, spricht sie klar und verständig darüber — aber wie verschieden von der harten, weltlichen Klugheit der armen Ophelia! Wenn sie auch Trennung von Florizel fürchtet, bezweifelt sie doch nie seine Liebe.

Mich ängstigt dieser Abstand, eure Hoheit
Verschmäh't die Furcht. Doch mich befällt ein Zittern,
Denk' ich, es könn' ein Zufall euren Vater,
Wie euch des Weges führen; o ihr Götter,
Wie würd' er staunen, in so schlechtem Band
Sein edles Buch zu sehn. Was würd' er sagen?
Und ich, so in geborgtem Tand, wie könnt' ich
Die Strenge seines Blicks ertragen? —
Doch Prinz,
Brecht ihr dies Wort einst, wenn, und so geschieht's,
Des Königs Macht sich ihm entgegenstellt:
Eins von den Beiden wird Nothwendigkeit,
Die dann gebeut, daß eure Liebe ende,
Wo nicht mein Leben.

Sie ist so furchtsam und niedergedrückt, daß ihr Geliebter sie wiederholt erimuthigen und trösten muß, und ihre trüben Gedanken schwinden erst bei der Ankunft ihrer Gäste. Schüchtern und bescheiden, wie sie von Natur ist, zieht sie sich gänzlich in den Hintergrund zurück, und ihr Vater muß seine Autorität anwenden, ihr Geliebter ihr Muth zusprechen, ehe sie hervor kommt, um ihre Gäste zu empfangen: wie sie in ihrer kurzen Entschuldigung zu Polixenes sagt, zum ersten Mal in ihrem Leben. Aber wie ausgesucht höflich ist ihre Begrüßung der beiden Fremdlinge, die sie in ihrer Jugend als alte Leute ansieht.

Wü'd'ge Herren,
Für euch ist Rosmarin und Raute; Frische
Und Duft bewahren sie den ganzen Winter:
Sei Gnad' und Angedenken euer Theil.
Willkommen uns'rer Schafschur.

All der höfische Schliff Ophelia's hat ihr solche einfache Würde nicht gegeben, aber Perdita ist auch niemals zurückgeschreckt und eingeschüchtert worden, so furchtsam sie auch von Natur war. Sie besitzt warmes poetisches Gefühl, und von der Gegenwart des Geliebten begeistert, spricht sie in blumigen Redewendungen, die zu dem Lieblichsten und Melodischsten gehören, was Shakespeare geschrieben. Dann erinnert sie sich plötzlich, wie viel mehr als gewöhnlich sie gesprochen, entschuldigt sich verwirrt und bleibt bis zum Schluß der Scene fast stumm, Denn wenn Nichts vor-

handen ist, was ihr als Anreiz dient, ist Perdita, wie schon erwähnt, ebenso schweigsam wie Ophelia, obwohl sie über schöne, warm empfundene Worte verfügt, in die sie ihre Gedanken zu kleiden vermag; sie hat aber Nichts von der Gewundenheit und Verstecktheit in der Rede, welche wir bei der dänischen Jungfrau finden, die gewohnt ist, Herz und Gedanken zu verbergen — eine Folge der strengen, alle Selbständigkeit systematisch unterdrückenden Methode ihrer Erziehung. Nach Florizel's öffentlichem Eingeständniß seiner Liebe für sie bei ihrem Verlöbniß hat der Schäfer sie zu fragen:

Sagst du ihm eben Das?

bevor sie überhaupt spricht; aber ihre Antwort, obgleich von ländlicher Schlichtheit, kann mit den gewählten Wendungen ihres Geliebten wetteifern.

Ich kann so gut

Nicht reden, Nichts so thun, Nichts besser fühlen;

Nach meines eignen Sinnes Klarheit mess' ich

Des seinen Reinheit.

(Akt IV, Sc. 3).

Ophelia's erstes Auftreten fand offenbar an demselben Tage statt, an welchem Laertes die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt, und während dessen Hamlet der Stunde entgegenharrte, in welcher er seine Freunde auf der Terrasse treffen und auf des Geistes Erscheinen warten sollte. Etwa zwei Monate sollen zwischen dem ersten und zweiten Akt vergangen sein, während welcher Zeit Ophelia pflichtgemäß dem Gebot ihres Vaters gehorchte, dem Prinzen ihre Thüre verschloß und seine Briefe zurückwies, wodurch derselbe in einen Zustand gerieth, der dem schuldbewußten Herrscherpaar viel Unbehagen verursachte. Polonius ist gerade dabei, einen zuverlässigen Diener mit Briefen und Geld an seinen Sohn zu schicken und hat ihm über seine Spionenrolle jene detaillierten Anweisungen gegeben, welche auf's Deutlichste die moralische Blindheit dieses Ehrenmannes zeigen, als Ophelia plötzlich in so augenscheinlichem Entsetzen hereinstürzt, daß er ohne seine gewöhnliche Weitschweifigkeit ausruft: „Wie nun, Ophelia, was giebt's?“ Und als sie in ihrer übergroßen Bestürzung hervorkeucht:

O lieber Herr, ich bin so sehr erschreckt!

erwidert er, von ihrer Furcht angesteckt: „Wodurch, in's Himmels Namen?“ Keine alltägliche Erregung seiner Tochter hätte Polonius derartig erschüttern können, daß er seine gewöhnliche langathmige, gewundene Sprechweise vergaß. Hier sehen wir Ophelia zum ersten

und letzten Mal, so lange sie bei Sinnen ist, frei von dem Zwange der Verhältnisse und der Erziehung. In kurzen abgebrochenen Sätzen, als ob sie noch nach Athem ringe, erzählt sie, wie der Prinz, dessen Tollheit schon das Gespräch des Hofes war, vor sie getreten sei, als sie allein über ihrer Näharbeit gesessen: bleich, zitternd, unsauber, mit wirrem Haar und unordentlicher Kleidung,

Mit einem Blick, von Jammer so erfüllt,
Als wär' er aus der Hölle losgelassen,
Um Greuel kund zu thun, —

und der der Sprecherin tief in's Herz drang. Auf Polonius' Frage: „Verrückt aus Liebe?“ antwortet sie abwehrend und wieder mit einem leisen Zweifel im Tone:

Herr, ich weiß es nicht;
Allein ich fürcht' es wirklich.

Man beachte den Ton auf „weiß es nicht“ und die Bedeutung der Pause dahinter, die in Folge des Semikolons am Ende der Zeile entsteht. Ihre nächsten Worte spricht sie schon ruhiger, wie die Glätte des Rythmus und die Länge der Zeilen beweist; ihre Bestürzung weicht, sie wird lebhafter und schildert Das, was sich zugetragen hat, in größerer Ausführlichkeit:

Er griff mich bei der Hand und hielt mich fest,
Dann lehnt' er sich zurück, so lang sein Arm;
Und mit der andern Hand so über'm Auge,
Betrachtet' er so prüfend mein Gesicht,
Als wollt' er's zeichnen. Lange stand er so;
Zuletzt ein wenig schüttelnd meine Hand,
Und dreimal hin und her den Kopf so wägend,
Holt' er solch einen bangen, tiefen Seufzer,
Als sollt' er seinen ganzen Bau zertrümmern
Und endigen sein Dasein. Dies gethan,
Läßt er mich gehn, und über seine Schultern
Den Kopf zurückgedreht, schien er den Weg
Zu finden ohne seine Augen; denn
Er ging zur Thür hinaus, ohn' ihre Hilfe,
Und wandte bis zuletzt ihr Licht auf mich.

So einfach ihre Worte sind, sie rühren uns tief; das Bild seiner seelischen Zerrissenheit scheint sie bis in's Innerste getroffen zu haben. Selbst Polonius fühlt Das.

Es thut mir leid —

Sagt, gabt ihr ihm seit kurzem harte Worte?

Die lange Rede jedoch, mit der er seine Frage einleitet, und die in seinem gewöhnlichen weitschweifigen Stil gehalten ist, bringt

sie in's Alltagsleben zurück und läßt ihr Zeit, sich zu beruhigen. Nun ihr Schrecken vorüber, ihr Herz durch die ungewohnte Gesprächigkeit erleichtert ist, verfällt sie sofort wieder in ihre gewöhnliche stille Zurückhaltung. Sie möchte gewiß gern sagen, wie unmöglich es ihr ist, gegen ihren Geliebten je hart oder unfreundlich zu sein; doch sie findet keine Worte, und ihre Gefühle machen sich nur in dem Ausrufe Luft: Nein, bester Herr. Dann fährt sie fort, theils wie wenn sie einen Fehler bekenne und entschuldige, für den sie Schelte erwarte, und theils, wie wenn sie den Schmerz beklage, dessen Urheberin sie gewesen:

Nur wie ihr mir befahlt,
Wies ich die Briefe ab, und weigert' ihm
Den Zutritt.

Man beachte den Ton auf „wies ab“ in der zweiten Zeile und die Pause hinter „weigert ihm“ in Folge des Verschlusses. Der alte Polonius freut sich, daß die Liebe des Prinzen, wie er meint, aufrichtig ist, und daß dessen Wahnsinn schließlich den König und die Königin doch vielleicht so zu beeinflussen im Stande sein werde, daß er einen königlichen Schwiegersohn erhält; er nimmt sich vor, mit seiner Tochter zum König zu gehn und ihm die Neuigkeit zu überbringen. Denn, wie er mit charakteristischer Vorsicht sagt:

Er muß Dies wissen, denn es zu verstecken,
Brächt' uns mehr Gram, als Haß, die Lieb' entdecken.

Verschiedene Kommentatoren haben Ophelia wegen ihres Verhaltens bei dem Zusammentreffen mit Hamlet, von dem sie ihrem Vater erzählt, hart getadelt, da sie der Meinung sind, daß, weil sie in uns den Eindruck erweckt, er habe ihr Etwas sagen wollen, sie Das auch habe wissen müssen und daß sie demgemäß ihn hätte ermutigen sollen, ihr Das mitzuthellen, was ihm das Herz bedrücke. Das folgt jedoch noch nicht daraus, besonders nicht bei einem so passiven Charakter wie der Ophelia's ist. Aber selbst wenn Dem so wäre, so ist das Traurige, daß sie nicht getadelt werden kann, wie Professor Dowden gesagt hat. Es würde höchst unnatürlich sein, wenn ein junges Mädchen, dessen Erziehung systematisch jede Selbständigkeit in That und Rede unterdrückt hat, dessen geistige Energie, die niemals groß war, vollständig vernichtet worden ist, in einer solchen Krisis nicht unterlegen wäre; wir sollten wahrscheinlich an diese Erziehungsmethode dadurch erinnert werden, daß die Scene mit dem Gespräch zwischen Polonius und Reynaldo beginnt.

Dann fehlt es Ophelia auch an der Leidenschaftlichkeit, welche sie für den Augenblick wenigstens ihre Furcht hätte überwinden lassen. Wir fühlen den Mangel derselben in allen Scenen; das ganze Stück hindurch ist sie lieblich, unschuldsvoll und edel, aber von einer gewissen Kälte. Die obige Scene zum Beispiel läßt in uns den Eindruck zurück, daß sie für Hamlet Zärtlichkeit und Mitleid fühle; ihre Liebe ist echt und wahr, aber nicht tief genug, um sie zur Aufopferung zu befähigen, und ohne die Stärke und das Feuer der Leidenschaft. So glaubt sie fest, daß Hamlet von Sinnen sei steht vor Schrecken stumm und läuft hinweg. Die Schuld darf aber nicht ihr zugeschrieben werden, sondern ihrem Charakter und ihrer Erziehung. Denn in dem schwachen Gemüth einer Frau, das völlig verschüchtert und niedergehalten ist, findet eine Art Willenslähmung statt. Sie handelt nicht nach ihrem eigenen Wollen, sondern nach dem der stärkeren Natur, unter deren Herrschaft sie lebt. Hört dieser Einfluß auch nur für einen Augenblick auf, so weiß sie nicht, was sie thun soll; sie steht rath- und hilflos da, ein Spielball der Verhältnisse.

Geschäftig eilt Polonius zum König und zur Königin; aber anstatt seine Tochter mitzunehmen, scheint er es vorerst für besser gehalten zu haben, die Majestäten über das Thema zu sondieren. Zunächst erwähnt er mit kluger Berechnung die Sache vor der Einführung der Gesandten; dann kommt er darauf zurück, macht aber eine lange Vorrede, wobei er den Eindruck beobachtet, den seine Mittheilungen hervorrufen, während er sie eine nach der andern vorbringt. Doch kennt das seiner Schuld sich bewußte Herrscherpaar zu genau die wahre Ursache von Hamlet's Geisteszerrüttung, als daß der König oder die Königin ihre Gedanken verrathen sollten, und abgesehen von einem Ausruf und einer ungeduldigen Frage von Seiten der Königin bringt Polonius seine Erzählung ungehindert zu Ende. Er hat, während er seine ursprüngliche Absicht änderte und Ophelia zurückließ, von ihr einen von Hamlet's Briefen bekommen, der wahrscheinlich schon vor dem Zusammenreffen mit dem Geiste geschrieben war, da sie selbst erzählt, daß der Prinz seitdem keinen Verkehr mit ihr unterhalten habe. Dieser Brief wurde ihm nur widerstrebend gegeben. Polonius sagt, er sei „aus schuldigem Gehorsam“ ihm gezeigt, und wir können uns das Kreuzverhör ausmalen, dem er sie unterwarf, um „die Zeit, die Weis', den Ort“ von des prinzlichen Liebhabers „Werben“ herauszubringen. Die Königin glaubt nur halb, daß

Hamlet aus Liebe toll ist. „Es kann wohl sein“, sagt sie, „sehr möglich“. Der König ist nur überaus froh, daß er Hamlet beobachten kann, wenn derselbe etwa ein Wort fallen läßt, das möglicherweise als Schlüssel zu seinem wahren Gemüthszustande dienen kann. Polonius glaubt fest an die Wahrheit seiner Vermuthungen, und so wird es denn verabredet, daß Ophelia mit Hamlet scheinbar zufällig zusammentreffen soll, während der König und ihr Vater verborgen sind, wo sie Alles hören können, was gesprochen wird. Ob Hamlet eine Vermuthung von diesen Dingen hat, wie später von seiner Sendung nach England, bleibt zweifelhaft; doch spielt er in der nächsten Scene zweimal auf Ophelia an, wenn er auch keinen Namen nennt. Man möchte fast vermuthen, er habe den ganzen Plan an der Korridorthüre belauscht, da er unmittelbar darauf eintritt. Und was ist schließlich wahrscheinlicher, als daß er in seinem damaligen Gemüthszustande die Schritte des Königs bewachte, um herauszubekommen, ob der Geist die Wahrheit spräche oder nicht, und daß er in den angeführten Stellen seinerseits Polonius aushorchte, um zu erfahren, ob er recht gehört habe? Wir können hier einschalten, daß er in einer späteren Scene auftritt, den betenden Claudius beobachtend.

Und nun kommen wir zu einer That, in der wir einen Flecken in Ophelia's Charakter finden müssen: zu ihrem Benehmen hinsichtlich der Zusammenkunft mit Hamlet, bei welcher sie die Späher duldet, trotzdem sie weiß, er habe ihr Etwas mitzutheilen. Halten wir Dies zusammen mit der Thatsache, daß sie einen für sie allein bestimmten Brief zwischen dem König, der Königin und Polonius von Hand zu Hand gehn ließ, so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß ihre Liebe für den Prinzen, wenn vielleicht auch aufrichtig, doch nicht groß sei. Wir können sie nur damit entschuldigen, daß sie keine Ahnung von dem Hasse des Königs gegen Hamlet hatte, wodurch die Zusammenkunft zu einer Art Falle für den unglücklichen Prinzen wurde. Wir müssen uns ferner erinnern, daß die Gewohnheit unbedingten Gehorsams, in welchem sie erzogen war, sie unfähig gemacht hatte, die Wahrheit des Satzes zu begreifen und praktisch durchzuführen, des Satzes, daß, wenn wir die Kinderschuhe ausgetreten haben, die Verantwortlichkeit für unsere Handlungen auf uns selbst lastet, nicht auf den Personen, die uns vermöge ihres Einflusses zu ihnen vermocht haben.

Als Polixenes sich zu erkennen gibt und seines Sohnes Heirath

verfolge eigennützig Pläne, wenn er sie nach Sizilien schickt; denn es liegt eben nichts Mißtrauisches in ihrer Natur. Ebenso bezeichnend ist es, daß sie keinen Ausweg findet, da er sich falsch erweist. Als sie ihre wahre Abstammung kennen lernt, fehlen ihr die Worte, sie kann nur hören und weinen; sie findet auch keine, als Hermione von ihrem Piedestal herabsteigt, um am Hofe und in ihres Gatten Herzen die alte Stellung wieder einzunehmen. Aber wir verlassen sie mit der Gewißheit, daß sie so glücklich sei, wie Ophelia's zweifelnde Seele nie hätte werden können, und daß Florizel ein holdes hingebendes Weib besitze, das wohl verstehn werde, den Platz an seiner Seite auszufüllen; zugleich aber hoffen wir, das Schicksal möge nie unfreundlich genug sein, ihr die Zügel der Regierung in die Hand zu drücken.

Sowohl der König als auch Polonius fühlen sich etwas unbehaglich wegen der Rolle, die sie Ophelien übertragen haben. Sie kennt ein solches Gefühl nicht: sie sucht ihre kleinen Andenken zusammen, um mit deren Rückgabe einen kleinen zärtlichen Streit zu provozieren, der mit einer Versöhnung, und, wie sie hofft, mit ihrer Heirath enden werde.

Auf die Glückwünsche der Königin antwortet sie mit der glatten Höflichkeit einer Hofdame; sie verräth Nichts von ihren Gefühlen, sondern zeigt volle Selbstbeherrschung. Heiter trifft sie mit Hamlet zusammen; sie freut sich wirklich, ihn noch einmal zu sehen und zu sprechen; die zwei Monate der Trennung haben ihr zu lange geschienen.

Mein Prinz, wie geht es euch seit so viel Tagen?

Dann zeigt sie ihre kleinen Schätze. Seine Erklärung: „Nein, nicht ich, ich gab euch niemals was“ wird von ihr als Weigerung ausgelegt, die Geschenke zurückzunehmen. Sie scheint ähnliche Worte erwartet und erwünscht zu haben, und begrüßt sie als den Beginn ihres Zwistes; denn mit furchtloser Ruhe fährt sie fort zu sprechen, wie wir aus der Glätte und dem Ebenmaß der Zeilen ersehen — Eigenschaften, die nie vorhanden sind, wenn Ophelia sich fürchtet. Hamlet's Benehmen in dieser Scene ist immer ein Streitpunkt zwischen Kommentatoren und Schauspielern gewesen. Man hat sich gefragt, warum er Ophelia so rauh und brüsk behandle: ob er den König und Polonius in ihrem Versteck bemerkte und so heftig auftrat, um sie zu täuschen, und wenn Das der Fall war, wann er sie bemerkte; manche Schauspieler haben sich gewöhnt, die Scene zu forcieren oder ein Gebardenspiel einzuschalten, von dem im Text nirgend die Rede ist,

um den Moment seiner Wahrnehmung anzudeuten. In der That ist diese Scene, so weit sie Hamlet betrifft, so unerklärlich, daß unsere oben erwähnte Annahme wohl die richtige sein kann; nicht, als ob sie alle Schwierigkeiten höbe, aber sie hat etwas mehr Wahrscheinlichkeit dem Texte nach als die anderen. Als er an der Korridor-thüre stand, konnte er sehr wohl Polonius' Audienz ganz oder theilweise belauscht haben; die letzte Rede des alten Hofmannes kurz vor seinem Eintritt würde ihm das ganze Komplott und Ophelia's Antheil daran verrathen haben.

Da will ich meine Tochter zu ihm lassen,
Steht ihr mit mir dann hinter einem Teppich,
Bemerkt den Hergang; wenn er sie nicht liebt,
Und dadurch nicht um die Vernunft gekommen,
So laßt mich nicht mehr Staatsbeamten sein,
Laßt mich den Acker bau'n und Pferde halten. (Akt II, Sc. 2).

Als er dann einen seiner Briefe laut vor dem König und der Königin vorlesen hörte; als er sah, daß Ophelia ihren Vater von all' ihren Zusammenkünften, von all' seinen zärtlichen Liebesworten Mittheilung gemacht, nicht einmal vertraulich, sondern damit er es Claudius und Gertrud wieder erzähle, da mußte sie ihm, der Nichts von den näheren Umständen wußte, im Lichte einer gewissenlosen, berechnenden Person erscheinen, und in ihrer kürzlich eingetretenen Zurückhaltung mußte er einen Kunstgriff sehen, der seine Liebesleidenschaft vermehren sollte. Als er sie nun mit ihrem Gebetbuche allein fand, mußte er sofort zu dem Schluß kommen, daß jetzt das Komplot zur Ausführung gelangen solle; daß der königliche Späher und sein Minister irgendwo in Hörweite sich befänden; und daß sie, die er bisher verehrt, gleich der Königin von ihrer Höhe heruntergestiegen sei, weil sie sich als Lockmittel hergiebt, um ihm zur Förderung ihrer eignen Zwecke seinen Feinden zu verrathen. Jedes Wort, das sie aussprach, mußte ihn in seinem Glauben bestärken; war es zu verwundern, daß er sie hart und heftig anließ: „Ha, ha, seid ihr tugendhaft? Seid ihr schön? Wenn ihr tugendhaft und schön seid, muß eure Tugend keinen Verkehr mit eurer Schönheit pflegen.“ Bestürzt, verwirrt, erschreckt, weiß sie nicht, was sie sagen oder thun soll. Bei dem Hoffnungsstrahl: „Ich liebte euch einst“ möchte sie sich gern wieder an ihm anschmiegen mit den Worten: „In der That, mein Prinz, ihr machtet mich's glauben.“ Sein grausames Wort: „Ich liebte euch nicht“ vernichtet alle ihre Hoffnungen gründlich, und ihre Antwort: „Um so

mehr wurde ich betrogen“ ist eher ein schmerzlicher Aufschrei als eine wohlgesetzte Rede. Mehr und mehr erschrickt sie über Das, was sie für wahnwitzige Raserei hält; als sie erkennt, daß die Liebe, an die sie allmählich geglaubt und die sie angefangen, offen zu erwidern, ihr nicht mehr gehöre, da trägt ihre Angst den Sieg über ihre Geistesgegenwart davon, und wie Hamlet, um seinen Argwohn zu bestätigen, sie fragt: „Wo ist euer Vater?“ da vermag sie nur die offenbare Lüge hervorzustammeln: „Zu Hause, gnädiger Herr“. Mit Gebeten zum Himmel für seine Wiederherstellung läßt sie die Schmähungen über sich ergehen, die ihr gänzlich unverständlich bleiben, uns aber klar genug sind, bis bei seinem Abgang sie schmerzerfüllt ausruft, ohne der verborgenen Lauscher zu achten:

O welch' ein edler Geist ist hier zerstört!
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter: ganz, ganz hin!
Und ich der Frau'n elendeste und ärmste,
Die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verstimmte Glocken jetzt;
Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend,
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich sah, was ich sah, und sehe was ich sehe!

Dies, die einzige Aeußerung ihrer Liebe, ist überaus rührend und schön. Sie ist kummervoll und schmerzbewegt, aber mehr um seinet- als um ihretwillen. Sie spricht kein Wort von Enttäuschung bei dem Zusammenbruch ihrer glänzenden Hoffnungen; nur die ungeheure Veränderung in ihm selbst zerreißt ihr das Herz. Aber es ist auffällig, daß fast ihre ganze Rede, so selbstlos sie auch ist, auf seine äußeren Eigenschaften Bezug nimmt, auf seine Schönheit und Anmuth, auf seine hohe Stellung und glänzende Zukunft, auf seine Tapferkeit und seine Bildung, seine kluge Rede und den bestechenden Eindruck, den er auf Andere gemacht hat; nicht auf sein liebenswerthes Gemüth, nicht auf seinen herrlichen Verstand. Das beweist uns, daß ihre Liebe die romantische, phantastische Neigung eines sehr jungen Mädchens gewesen, das nur aus den äußerlichen Talenten und Eigenschaften des Mannes sich einen Idealgeliebten konstruiert. Möglich auch, daß nach der Erziehung, die Polonius ihr gegeben (der ja seinem Sohn nur empfehlen konnte, seine Musik fleißig zu treiben), sie noch nicht gelernt hatte, die edleren Eigen-

schaften der Menschen, mit denen sie in Berührung kam, zu beachten und zu schätzen. Vergessen wir auch nicht zum Beweise dafür, was für eine kalte Natur sie ist, der die Selbstbeherrschung zur Gewohnheit geworden, daß sie trotz ihres aufrichtig tiefen Schmerzes ihren Kummer in passende Worte zu kleiden, ihn bereits so weit zu ermessen vermag, daß sie ihn schildern kann. Die leidenschaftliche Natur Julien's sucht bei der Nachricht von Tybalt's Tod und Romeo's Verbannung in Himmel und Erde nach Worten und Bildern, um ihrem Schmerze Luft zu machen, findet sie jedoch alle zu schwach, um denselben gebührend ausdrücken zu können. Ophelia steht in Trauer versunken, während Polonius und der König mit einander reden. Der Letztere, den seine Furcht scharfäugig macht, sieht deutlich, daß Hamlet Etwas in seinem Gemüth mit sich herumträgt; Polonius aber hält hartnäckig an der Idee fest, daß unerwiderte Liebe seine geistige Verirrung verursacht habe; er kann die Hoffnung einer Rangerhöhung, wie sie Hamlet's Heirath mit Ophelia herbeiführen würde, nicht aufgeben. Als er sieht, wie seine Tochter ihrem Schmerze nachhängt und Nichts bemerkt von dem, was um sie her vorgeht, weckt er sie aus ihrer Theilnahmslosigkeit mit den Worten: „Nun, Ophelia, ihr braucht uns nicht zu melden, was der Prinz gesagt; wir hörten Alles“, und dann spricht er weiter zu Claudius, als ob sie nach seiner Meinung noch so jung sei, daß es Nichts schaden könne, private Angelegenheiten vor ihr zu besprechen, oder vielleicht, weil er auf ihre erprobte Gewohnheit absoluten Schweigens baut. So hört sie denn den Plan, Hamlet nach England zu senden, und die bedeutungsvollen Worte, mit der sein Oheim die Scene schließt: „Wahnsinn bei Großen darf nicht ohne Wache gehn.“

Während noch die unheildrohenden Worte des Königs in ihren Ohren nachtönen, und bevor sie Zeit gehabt hat, sich von dem Schlag zu erholen, welchen die stürmische und schmerzliche Begegnung mit Hamlet ihrer schreckhaften Natur hat versetzen müssen, wird Ophelia mit dem übrigen Hof zu dem Spiel geladen, das der Prinz angeregt hat. So ruhig und gefaßt sie scheint, mußte doch eben wegen ihrer äußerlichen Selbstbeherrschung die gehabte Erregung nur um so nachhaltiger auf ihre Nerven wirken. Sie hat die erste Kunde von der Gefahr, in der ihr Geliebter schwebt, erhalten, und Erinnerungen an ein unbestimmtes Hofgeschwätz, an vielsagende Blicke und Worte, die sie seiner Zeit unbeachtet ließ, die ihr aber jetzt bedeutungsvoll und wichtig scheinen, wirbeln ihr

durch den Sinn. Ihr Benehmen erleidet einen vollständigen Wandel. Den ganzen schrecklichen Abend über versucht sie in recht schwacher und ungeschickter Weise, wie Jemand, der an solche Thätigkeit, oder vielmehr an selbständiges Handeln überhaupt nicht gewöhnt ist, ihren armen wahnwitzigen Liebhaber — denn dafür hält sie ihn — zu schützen und zu bewachen. Hamlet hat darauf bestanden, neben ihr zu sitzen, damit er um so leichter den König und die Königin beobachten kann. Die schlüpfrigen Worte, die er zu ihr spricht, faßt sie als Aeußerungen seines Wahnwitzes auf, und wehrt sie ruhig und geduldig ab, in jener leichten gewandten Weise, auf welche eine junge Dame eine unangenehme Bemerkung übergeht. Als er aber von der übereilten Heirath seiner Mutter spricht, versucht sie plötzlich, ihm Einhalt zu thun, wenn auch mit wenig Takt und ohne Erfolg: „Nein, vor zweimal zwei Monaten, mein Prinz“. Er fährt in seiner gefährlichen Redeweise fort, bis zum Eintritt der Schauspieler; und da es ihr nicht gelungen ist, ihm zum Schweigen zu bringen, will sie auch nicht durch eine Erwiderung die Aufmerksamkeit auf ihn ziehen. Ihre Frage, als die Pantomime vorüber ist: „Was bedeutet Dies, mein Prinz?“ giebt ihm Gelegenheit zu antworten: „Ei, Das ist spitzbübische Munkerei; es bedeutet Unheil“. Und wieder versucht sie unruhig, die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet zu lenken: „Vielleicht, daß diese Vorstellung den Inhalt des Stückes anzeigt.“ Er aber geht wieder zu dem früheren Thema über, indem er auf ihre scheinbare Untreue ihm gegenüber spöttisch anspielt, bis er von dem Beginn des Stückes unterbrochen wird. Wieder führt er einen Hieb auf Gertrud, als er von dem Treuegelöbniß der Königin im Schauspiel sagt: „Wenn sie es nun brechen sollte —“. Ophelia antwortet nicht darauf, da sie hofft, daß es unbeachtet bleiben werde; er aber fährt fort, zuerst den König und die Königin, dann Ophelia selbst anzugreifen. Sie, die ganz unschuldig an seiner „Methode in diesem Wahnsinn“ ist und Alle mit unsagbarer Angst beobachtet, ist machtlos, ihren unglücklichen Liebhaber zurück zu halten; da, als der König im Schauspiel vergiftet ist, bricht Hamlet in die wilden Worte aus: „Er vergiftet ihn im Garten um sein Reich. Sein Name ist Gonzago. Die Geschichte ist vorhanden, und in auserlesenem Italienisch geschrieben. Ihr werdet gleich sehen, wie der Mörder die Liebe von Gonzago's Gemahlin gewinnt“, und nun ringt sich von Ophelia's Lippen der Schrei: „Der König steht auf.“

Wir werden zu dieser Annahme durch zwei Zeilen veranlaßt,

welche beide in unserer Bühnenausgabe des Hamlet fehlen. Die eine ist die, mit welcher Polonius nach der Zusammenkunft seiner Tochter mit Hamlet sich von dem König zu ihr wendet und sie aus ihrer gedrückten Stimmung aufschreckt. Warum spricht er so? Warum sollte Ophelia nicht nach ihrem Selbstgespräch abgehn, wie sie es bei den heutigen Aufführungen des Stückes thut? Das ist, um im Bühnenjargon zu reden, ein besserer Abgang für sie, als wenn sie erst später mit dem König und ihrem Vater sich entfernt, nachdem sie Nichts gethan und gesprochen hat. Je mehr wir uns aber in das Studium Shakespeare's vertiefen, desto mehr überzeugen wir uns, daß er nie ohne guten und ausreichenden Grund einer Scene oder einem Charakter eine Nüance giebt oder nimmt. Der Grund zu jener Zeile muß deshalb der sein, daß Ophelia des Königs dunkle Drohung und den Plan von Hamlet's Sendung nach England hören soll, wenn sie auch mit charakteristischem Schweigen Nichts dazu sagt. Dann kommt am Ende der Schauspielscene der Ruf: „Der König steht auf“, der gleichfalls in unserer Bühnenausgabe gestrichen ist, der aber gewissermaßen als der Höhepunkt der Scene anzusehen ist; er sagt den Zuhörern, daß des Prinzen Absicht erreicht worden sei, und daß der königliche Verbrecher durch seine plötzliche unwillkürliche Bewegung seine Schuld verrathen habe. Daß der Ruf grade von der zurückhaltenden und stillen Ophelia ausgeht, bedeutet, daß sie das Unbehagen des königlichen Paares während des ganzen Schauspiels nicht nur gesehen und beobachtet hat, sondern auch, daß sie das mit einer Angst, einer Nervenspannung gethan habe, die ihr schließlich jenen Ruf entlocken, als sie die plötzliche Wuth von ihres Geliebten Todfeind wahrnimmt. In ihrer gewöhnlichen Gemüthsverfassung würde Ophelia, selbst wenn sie Alles gesehen hätte, Nichts gesagt haben; eine Erklärung für ihre Worte liegt also nur in ihrer Kenntniß von der dem Prinzen drohenden Gefahr und in dem daraus resultierenden Wechsel ihres Benehmens in der voraufgehenden Scene.

Wir wenden uns jetzt für wenige Augenblicke dem Charakter Miranda's zu. Die äußeren Eigenschaften ihrer Natur stimmen in der That mit vielen Ophelia's überein; sie ist bescheiden, sanft und freundlich von Gemüth und Wesen, gehorsam und voll liebender Verehrung für ihren großen Vater; aber damit ist auch die Aehnlichkeit zu Ende, und je mehr wir in den Charakter Miranda's eindringen, einen desto größeren Unterschied zwischen ihr und der unglücklichen Geliebten des Dänenprinzen

werden wir wahrnehmen. Ihre edleren und thatkräftigeren Tugenden sind noch in der Knospe, theils wegen ihres einsamen Lebens und ihrer großen Jugend, die ihrer Entwicklung hinderlich gewesen, theils wegen ihres vollständigen Mangels an Eitelkeit und in Folge dessen auch an Selbstvertrauen; aber im Laufe des Stücks sehen wir genug, um überzeugt zu sein, daß sie sich zu einem echten Weibe entwickeln wird. Das Bemerkenswertheste in ihrem Charakter ist ihre lebendige Theilnahme, die sich sofort in thätige Hilfe umzusetzen sucht. Ophelia härt sich um Hamlet, nicht mit ihm; wenn sie ihn auch auf ihre Weise liebt, so muß die Gefahr, in der er schwebt, ihr doch erst deutlich gezeigt werden, ehe sie sie merkt; und auch dann besitzt sie weder Energie noch Erfindungsgabe, um sie von ihm abzuwenden. Miranda's erste Worte sind eine eifrige, thränenreiche Verwendung für die schiffbrüchigen Seeleute, die sie gar Nichts angehn; und sie beruhigt sich nicht eher, als bis sie die ausdrückliche Versicherung erhält, daß keinem lebenden Wesen auf dem Schiffe ein Haar gekrümmt werden solle. Erst dann kann sie auf ihre eigne und ihres Vaters Geschichte hören. Sie besitzt keine kleinliche Neugierde, denn sie scheint schon lange gewußt zu haben, daß ihr Leben kein gewöhnliches ist; dennoch hat sie ruhig gewartet, bis ihr Vater zu gelegener Zeit ihr Alles mittheilen würde; sie hat nicht einmal versucht darüber nachzudenken, so groß ist das Vertrauen, das sie Prospero entgegenbringt. Wie verschieden von Ophelia, welche ihren Vater trotz ihrer Liebe zu ihm fürchtet und welche nicht wagt, sich bei ihm Rath zu erholen! Miranda gehorcht Prospero unbedingt und spricht mit großer Ehrerbietung zu ihm: „Allerdings, Herr, ich kann's“ — „O lieber Herr, ich thu's.“ Aber ihre Liebe artet nie in Furcht aus, obwohl sie weiß, daß er ein Zauberer ist; und da sie von der sorgfältigen Pflege hört, die er ihr während ihrer ersten Lebensjahre hat zu Theil werden lassen, ist es innige Zuneigung eben so gut wie Bedauern, was sie zu dem Ausruf veranlaßt:

O wie das Herz mir blutet, wenn ich denke,
Wie viel Beschwer ich damals euch gemacht,
Wovon ich Nichts mehr weiß! (Akt I, Sc. 2).

Er hat ihr eine gediegene Erziehung gegeben, denn sie spricht von Vielem, was sie nach ihren Lebenserfahrungen auf der Insel nicht hätte wissen können, und Prospero sagt:

Und hier

Hab' ich, dein Meister, weiter dich gebracht,
Als andere Fürsten können, bei mehr Muße
Zu eitler Lust und minder treuen Lehrern.

Als er sie aber fragt, ob sie sich an irgend Etwas aus ihrem früheren Leben vor der Ankunft auf der Insel erinnere, zeigt ihre Antwort ihren von Natur klaren und zugleich hoch entwickelten Verstand, da sie die bloße Thatsache allein andeutet, ohne ihre Phantasie spielen zu lassen:

's ist weit weg,
Und eher wie ein Traum als wie Gewißheit,
Die mein Gedächtniß aussagt. Hatt' ich nicht
Vier bis fünf Frauen einst zu meiner Wartung?

Prospero's Unglück ist hauptsächlich durch seine übergroße Neigung zum Grübeln und Studieren verursacht worden. Während seiner langen Verbannung hat er vertrauensvoll auf den Augenblick gewartet, wo sein Stern wieder im Aufsteigen begriffen sein würde. Da er also stets ein Leben am Hofe für seine Tochter ersehnte, hat er sie sorgfältig erzogen, damit sie seine Fehler vermeide, auf eignen Füßen stehn und selbständig urtheilen lerne. So sehen wir, wie sie plötzlich versucht, Ferdinand vor ihres Vaters Ungechtigkeit in Schutz zu nehmen; aber in holdem Eifer, sowohl um ihren theuren Vater zu vertheidigen, als auch um ihren Geliebten zu trösten, wendet sie sich wieder zu Ferdinand:

Seid getrost!
Mein Vater, Herr, ist besserer Natur,
Als seine Red' ihn zeigt; was er jetzt that,
Ist ungewohnt von ihm.

Beim ersten Blick hat sie sich in Ferdinand verliebt, ebenso er in ihre durchgeistigte Schönheit, ganz wie es Prospero gehofft, weil dadurch jede Schwierigkeit bei der zukünftigen Gestaltung der Geschieke Mailands umgangen würde. Mit welcher Festigkeit und sanften Bescheidenheit antwortet sie ihrem Vater, als er sagt:

Mit den meisten Männern
Verglichen, ist er nur ein Caliban,
Sie Engel gegen ihn.

Miranda: So hat in Demuth
Mein Herz gewählt: Ich hege keinen Ehrgeiz,
Einen schönern Mann zu sehn. (Akt I, Sc. 2).

Instinktiv sagt sie sich, daß ihr Schicksal sich erfüllt hat, und sie will dem Zorn des Zauberers trotzen, bescheiden und ehrerbietig,

aber fest. Ihrer jungen Liebe giebt sie offen und fast unbewußt Ausdruck, wie es nur das Kind der wüsten Insel kann. Selbst Perdita ist verschämt in ihrer Zuneigung; an keuscher Zartheit nimmt es aber die nächste Scene mit Ferdinand vielleicht mit allen Liebesscenen bei Shakespeare auf. Um ihre Liebe für einander tiefer und wahrer zu machen, hat Prospero den Prinzen mit übertriebener Unfreundlichkeit und Härte behandelt und damit auf seiner Tochter Mitgefühl spekuliert. Aufgeregt und beschämt über die Ungerechtigkeit ihres sonst so redlichen Vaters stiehlt sie sich hinweg, als sie ihn über seinen Büchern wähnt, um den Unglücklichen zu trösten — ganz wie ihr Vater es beabsichtigt und gewünscht hatte; und nun, da sie einmal ihren Entschluß gefaßt hat, bleibt sie demselben mit echt weiblicher Standhaftigkeit treu. Welcher Gegensatz zu Ophelia, die sich nicht nur bei weltklug-verständigem Zureden von Hamlet zurückzieht, sondern die es ruhig geschehen läßt, ja sogar selbst dabei hilft, daß er ausspioniert und behorcht wird! Miranda kann mehr thun als bloß bedauern; sie ist mit thätiger Hilfe schnell bei der Hand und würde selbst die schweren Klötze tragen, wenn Ferdinand es zuließe. Die Erklärung ihrer Liebe ist viel wärmer und tiefer als die Perdita's oder Ophelia's, und überaus charakteristisch in ihrer holden Demuth und Hilflosigkeit, wie in ihrer keuschen Würde. Ferdinand sagt zu ihr: „Warum weint ihr?“ und sie antwortet:

Um meinen Unwerth, daß ich nicht darf bieten,
Was ich zu geben wünsche; noch viel minder,
Wonach ich todt mich sehnen würde, nehmen.
Doch das heißt Tändeln, und je mehr es sucht,
Sich zu verbergen, um so mehr erscheint's
In seiner ganzen Macht. Fort, blöde Schlaueit!
Führ' du das Wort mir, schlichte, heil'ge Unschuld!
Ich bin eu'r Weib, wenn ihr mich haben wollt,
Sonst sterb' ich eure Magd; ihr könnt mir's weigern,
Gefährtin euch zu sein; doch Dienerin
Will ich euch sein, ihr wollet oder nicht. (Akt III, Sc. 1).

Als Kind hätte Portia diese entzückenden Worte sprechen können. Aber trotz all' ihrer Sanftmuth scheint Miranda des Tages zu harren, wo sie an Ferdinand's Seite allen Stürmen des Lebens trotzen wird; denn sie antwortet mit einem Wortspiel:

Ja, um ein Dutzend Königreiche würdet
Ihr hadern, und ich nenn' es ehrlich Spiel. (Akt V, Sc. 1).

Sein Weib will seine Gehilfin sein, eine Königin mit echt königlichem Sinn.

Bis jetzt haben wir Ophelia als eine scheue, stille Maid kennen gelernt, die die Einsamkeit aufsucht und viel über die Hauptereignisse ihres Lebens nachgrübelt. Das kann natürlich ihr Gemüth weder kräftigen, noch im Gleichgewichte erhalten, da sie ja fast stets, wie stark auch ihre Gefühle sind, sich Zwang anthut und ihnen selten Ausdruck verleiht, so daß die in ihrem Innern zurückgehaltenen Empfindungen auf Hirn und Nerven wirken müssen. Ferner nehmen wir bei ihr eine übermäßige Furchtsamkeit wahr, ein Zurückschrecken vor jedem unangenehmen Wort oder Auftritt, wie wir das oft bei Menschen finden, welche Anlage zum Wahnsinn besitzen. Sie hat eben drei Scenen erlebt, von denen jede für sich allein genügend war, um auch Personen von größerer Geistes- und Charakterstärke aufs Tiefste zu erschüttern: Hamlet's Besuch bei ihr in ihres Vaters Hause; ihr Zusammenreffen mit ihm im Königspalast und den Auftritt während des Schauspiels. Darauf muß sie die Nacht in größter Angst und Unruhe verbracht haben, während Polonius, den sie innig liebte, in dem Schlosse blieb, um, wie sie sehr wohl wußte, von Neuem den Spion zu spielen, Hamlet gegenüber, dessen Heftigkeit sie erschreckt hatte und für dessen Sicherheit sie bangte. Was Wunder denn, daß sie bei der Schreckenskunde von ihres Vaters Ermordung den Verstand verlor; sie konnte es nicht glauben, daß das blasse, friedliche Gesicht einem Todten angehöre, und war die Ursache großer Aufregung bei dem beschleunigten Begräbniß dadurch, daß sie nicht zugeben wollte, daß man ihn in die kalte Erde lege. In der nächsten Scene spielt sie entsetzt darauf an: „wenn ich denke, daß sie ihn in den kalten Boden gelegt haben!“ Das arme Kind scheint in keiner Weise gefährlich und unruhig zu sein, und man läßt sie ungehindert in Helsingör und Umgegend herumwandern.

Dann sehen wir sie wieder in Gegenwart der Königin, der sie gefolgt ist, und von der sie sich nicht hat abweisen lassen. Wir hören, welch innige Liebe sie ihrem strengen, alten Vater entgegenbringt; der Kummer über seinen Tod geht ihr vielleicht näher als der Verlust ihres Geliebten; denn wenn sie auch beständig von Beiden spricht, so sind doch die Hindeutungen auf ihren Vater bei weitem eindrucksvoller und rührender. Erst jetzt hören wir jedoch, wie sehr die auf Hamlet bezüglichen Worte des Laertes und Polonius in ihrem Geist Wurzel gefaßt haben, Worte,

die allerdings durch sein Benehmen bei den letzten beiden Malen ihres Zusammenseins aufs Nachhaltigste verstärkt sein mußten. Sie scheinen sie thatsächlich Gespenstern gleich zu verfolgen, ein Zeichen dafür, wie viel sie darüber nachgedacht haben muß. Sie sagt, „sie höre, die Welt sei schlimm, und ächzt, und schlägt die Brust“, und ihr erstes Liedchen handelt von einem verkleideten Liebhaber. Dasselbe geht aber sofort in eine Klage über ihren Vater über, und sie gedenkt aller unbedeutenden Einzelheiten seines Begräbnisses. Als der König aber zu ihr spricht, verschwinden die unheimlichen Wahngelbde, und sie antwortet mit anmuthiger Höflichkeit: „Gottes Lohn, recht gut“, Weltdame trotz ihres Wahnsinns. Dann flüstert sie geheimnißvoll: „Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter. Ach, Herr! wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können;“ — gerade als ob sie bei Betrachtung der thatsächlichen Ereignisse in Hamlet's Leben erkannt habe, daß viel Trübes hätte vermieden werden können, wenn sie tapfer genug gewesen wäre, zu ihm zu stehn, und als ob sie sich Gewissensbisse mache und sich verdammt vorkomme wie das Eulenweib, das unserm Heiland zu helfen sich weigerte. Jedoch haftet kein Gedanke lange in ihrem armen Hirn; sogleich schwimmt wieder Alles in dem höflichen Wunsch: „Gott segne euch die Mahlzeit.“

Bei der Betrachtung dieser Scenen müssen wir uns stets Horatio's Schilderung der armen Wahnsinnigen gegenwärtig halten, welche „verworren spricht, mit halbem Sinne nur“; ferner auch, daß wie in der Rede von der Eule, das Centrum ihrer Gedanken, wenn wir es so nennen dürfen, sich fortwährend verschiebt. Irgend ein nebensächliches Thema, entweder Etwas, was ihr bei dem Anblick der Person, zu der sie spricht, einfällt, oder eine vorübergehende Erinnerung anderer Art, wird zum Hauptgedanken, da sie die Fähigkeit verloren hat, ihr Denken zu konzentrieren. Nun möchte sie ihre Meinung deutlicher machen, da sie sieht, der König hat sie nicht verstanden; aber wieder verliert sie den Faden und geht unvermittelt zu dem lustigen Liedchen über: „Auf Morgen ist Sankt Valentinstag“. Durch die Zeilen hindurch klingt die Idee von der Schwachheit des Weibes und der Falschheit des Mannes, ein Gedanke, der ihr während der letzten Monate so nachdrücklich zum Bewußtsein gekommen ist. Dann verfällt sie in Pathos: „Ich hoffe, Alles wird gut gehn“, dann kommt das unendlich traurige: „Wir müssen geduldig sein“: so spricht ein Herz, das keine thatkräftigen

Schritte zu seiner Befreiung und Rettung zu unternehmen im Stande ist. Mit der Drohung, daß ihr Bruder von der Behandlung ihres Vaters unterrichtet werden solle, wendet sie sich zum Gehn. Aber der Ruf nach ihrem Wagen giebt ihr wieder neue Ideen ein; sie bildet sich ein, eine der Hoffestlichkeiten zu verlassen, an denen sie so oft in den nämlichen Räumen im vollen Glanze ihrer Schönheit Theil genommen hat; sie hat das Gefühl, als wenn sie Etwas vergessen habe, wendet sich um und sagt „Gute Nacht“, und entfernt sich mit freundlichen Geberden und anmuthigem Lächeln. Sie bietet ihrem Bruder einen schrecklichen Anblick, als sie mit Blumen beladen zurückkehrt und ihn nicht erkennt. Nun ist die böse Heirath zwischen Claudius und Gertrud der Mittelpunkt ihrer Gedanken, wie wir an den Blumen sehen, die sie ihnen giebt; desgleichen ihres Vaters Tod, wie wir an denen erkennen, die sie Laertes reicht. Die verwelkten Veilchen, die Symbole der Treue, faßt sie als ihrem Vater gehörig auf, den sie ohne Zweifel mit kindlichem Stolz als ein Muster unwandelbarer Loyalität betrachtete. Dann wandern ihre Gedanken zu Hamlet zurück; doch Laertes' schmerzerfüllte Züge, als sie das Liedchen von „Traut lieb Fränzel“ trällert, rufen wieder ihre Schwermuth wach. Die zärtlichen Worte wandeln sich in ein herzerreißendes Klagelied, dann in ein Gebet für alle Christenseelen, wobei sie wohl wehmüthig Dessen gedenkt, der mehr noch als ihr Vater Beistand brauchte; und mit einem Segenswunsch für alle Anwesenden entschwindet sie unsern Blicken auf immer.

Viel ist über diese Schlußscene geschrieben worden, in Bezug auf die Frage, ob Ophelia jungfräulich rein gewesen sei oder nicht. Daß sie selbst ein Lied sang wie: „Auf Morgen ist Sankt Valentin's Tag“, Das erklärt sich leicht, nicht nur durch die Warnungen ihrer Angehörigen, die das arme Kind nur wiederholt, sondern auch durch die wohlbekannt Thatsache, daß im Wahnsinn grade Das gesungen und gesprochen wird, was den bemitleidenswerthen Kranken am Fernsten gelegen haben würde, so lange sie bei Sinnen waren. Daß sie ein solches Lied irgend einmal gehört hat, erklärt sich aus den Sitten zu Elisabeth's Zeit, welche rückhaltlose Anspielungen auf Dinge duldeten, die man heute geflissentlich ignoriert. Diese Strophen und Hamlet's Worte in der Schauspielscene sind das Einzige, was gegen sie spricht, und auch die letzteren finden ihre genügende Erklärung, wenn wir bedenken, daß er sich damals in dem festen Glauben befand, daß sie den Oheim zu seinem Vorgeltn gegen ihn aufreize. Die

warnenden Worte des Laertes und Polonius sind der Art, wie sie unter den obwaltenden Umständen in einem freimüthigen Zeitalter jedem Mädchen von rauhen Männern gesagt werden würden. Ihre eignen Worte und Handlungen kennzeichnen sie alle als ein reines, holdes Geschöpf mit keuschem Gemüth und feinen Sitten. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß es Shakespeare's Art und Weise wenig entspräche, solch ein Mädchen wie Ophelia schön, gut und lieblich zu schildern, und sie zuletzt, grade dann, wenn sie die Sympathien der Hörer am Nöthigsten braucht, von ihrem hohen Piedestal in den Koth herab zu ziehen. Gewiß hat er gute und schlechte Männer und Frauen mit aller Objektivität geschildert; doch haßt er die Sünde selbst mit dem Haß eines geistig durch und durch gesunden Gemüthes, und nie verleitet er uns, mit dem Unglück des Lasters zu sympathisieren. Ferner müssen wir bedenken, daß in jener Zeit harmlose Verrückte mit den Ihrigen zusammen leben und frei in den Dörfern und Städten herumwandern durften, so daß ein englisches Publikum von dazumal eine gespielte Wahnsinns-scene besser verstehn mußte als ein modernes, und keine Erklärungen brauchte bei Punkten, die uns jetzt dunkel sind.

Alles in Allem besitzt das arme Kind eine genügend große Zahl von Fehlern, wie jedes andere menschliche Geschöpf. Sie verfügt zwar über eine große Zahl von passiven Tugenden, welche so werthvoll sind, weil sie zu ihrer vollen Entwicklung vollkommene Selbstbeherrschung verlangen, und welche einen nothwendigen Bestandtheil jedes edlen weiblichen Charakters bilden. So besitzt sie Gehorsam gegen legitime Autorität, wie sie sich in ihrem Vater verkörpert, Sanftmuth, Geduld und Unschuld; und wenn auch persönlicher Muth ihr abgeht, so hat sie zum Mindesten die wesentlich weibliche Tugend des stillen Duldens. Dagegen finden wir bei ihr einen vollständigen Mangel all jener aktiven Tugenden, die dem Weibe zur eignen Führung ihres Lebens unumgänglich nothwendig, aber in einem wirklich starken Charakter erst dann wahrzunehmen sind, wenn der Augenblick da ist, wo sie in Thätigkeit zu treten haben. Bei all ihrer Fähigkeit zu dulden hat sie keinen Muth; bei all ihrer Selbstbeherrschung keine Geistesgegenwart; sie kann eine liebenswürdige, anschniegende Zärtlichkeit gewähren, aber keine große hingebende Liebe; und wenn sie auch unbedingten kindlichen Gehorsam zeigt, so fehlt ihr doch das Unterscheidungsvermögen, um zu sehen, wo ihre Pflicht gegen den Vater endet, und die gegen den Geliebten beginnt; wir

fühlen, daß ihr Charakter nur ein einseitiger, unentschiedener ist. Sie begeht keine Sünde mit Ueberlegung; aber das Böse, das sie thut und aus dem alles Andere als Konsequenz sich ergibt, ist eben dieser Mangel an Entschiedenheit.

Doch wollen wir sie darum nicht schelten, oder doch, wenn wir es thun, nur sanft und leise. Perdita's Erziehung hat Diese gelehrt, auf eignen Füßen zu stehn, wenigstens bis zu einem gewissen Grade; Miranda besitzt die Kraft dazu sowohl von Natur als durch Erziehung: Ophelia besitzt sie von keiner Seite her; ihr Leben ist das einer geknechteten Natur gewesen, und ihre Tugenden und Fehler sind die einer solchen. Bis zu einem gewissen Grade ist sie ein Weltkind; aber vielleicht ist es berechtigt gewesen, daß da, wo Alle, mit denen Hamlet umgeht, bis auf Einen echt menschlich unvollkommen sind, auch das Weib, das er liebte, zwar gut an sich, aber doch von dem Hauche der Welt angesteckt sein sollte. Was sie geirrt, Das hat sie schwer gebüßt, und wir erweisen ihr nur Gerechtigkeit, wenn wir von den „unvollständigen Feierlichkeiten“ bei ihrem Begräbniß uns abwenden mit einem Seufzer für „die arme Ophelia!“